

Heimatgeschichte und Weltgeschichte

Von Gerd Wunder

„Die Geschichte eines Tales braucht nicht minder ergiebig zu sein als die eines großen Reiches.“

(Stifter, Nachsommer)

Vielen Freunden der Geschichte, ja auch vielen Geschichtsforschern scheint die Heimatgeschichte zu geringfügig, um ihr Zeit oder Gedankenarbeit zu widmen. Es lohne sich nicht, meinen sie, sich mit der Geschichte eines Dorfes oder einer Stadt zu befassen, die nur die Heimatliebe für bedeutsam halten könne. In einem dicken Bande alle Lebensregungen eines Bauerndorfes festzuhalten, scheint ihnen verlorene Liebesmühe. Arthur Toynbee, der geschichtliche Modephilosoph der britischen Völkerfamilie in ihrem heutigen Stadium, spricht verächtlich vom parochialen Geist, vom Kirchturmhorizont der deutschen und italienischen Stadtstaaten, in denen man „nur so weit zu sehen vermag, wie die eigene Nasenspitze“. Und ein deutscher Doktorand betont geflissentlich, wie weit entfernt der Praktiker der aufgeklärten Landwirtschaft in Hohenlohe, der „Gipsfarrer“ Johann Friedrich Mayer von Kupferzell, von dem Theoretiker und „Philosophen“ der freien Wirtschaft, Adam Smith, sei, „so weit entfernt, wie die landwirtschaftlichen Erfordernisse des Fürstentums Hohenlohe von dem Weltwirtschaftsaspect des englischen Imperiums“.¹ So wird gerne das Kleine dem Großen dialektisch gegenübergestellt, und es ergeht dabei manchem Dialektiker so, daß er auf der Vorstufe seiner Methode stehenbleibt und über Thesis und Antithesis nie zur Synthesis gelangt, aus der doch Satz und Gegensatz erst ihren Sinn und ihre Beziehung gewinnen. Nur Heimatgeschichte — das heißt eben, daß es sich nicht um „richtige“ Geschichte handelt, so wie das Wort „Heimatlid“ gerne entschuldigend für einen Autor gebraucht wird, der kein richtiger Dichter ist, so wie „Heimatkunst“ als geringwertige Kunst gilt, „Heimatpolitik“ allzu oft eine Etikette war für unzureichende Politik. Auch der „Heimatforscher“ wird dementsprechend im Kreis der berufsmäßigen Forscher nicht für voll genommen. Es wäre einer eigenen Untersuchung wert, diese seltsame Abwertung des Begriffs „Heimat“ in unserem Jahrhundert darzulegen und zu begründen. Und so ist es auch nicht verwunderlich, wenn mancher Geschichtslehrer sagt: „Mit Heimat- und Landesgeschichte befaße ich mich nicht, ich brauche die wenigen Stunden, die mir der Lehrplan zumißt, um die großen weltgeschichtlichen Zusammenhänge darzulegen.“ Unübertrefflich hat Josef Dünninger diese Lage gekennzeichnet: „Wer den Göttern des Landes opfert, setzt sich der Verachtung der weltbürgerlich sich gebärdenden Snobisten aus und gerät anscheinend zugleich in die Nähe der schlechten Gesellschaft eines merkantilistisch oder sentimental gerichteten Heimatdilettantismus.“²

Demgegenüber hat sich in der Forschung eine Entwicklung angebahnt, die umgekehrt von genauen und oft sehr eingehenden Untersuchungen zur Orts- und Landesgeschichte aus neue Erkenntnisse zur großen Geschichte gewonnen hat. Im gleichen Jahr mit Steins „Gesellschaft für ältere deutsche Ge-

schichtskunde“ 1819 wurde der „Thüringisch-Sächsische Verein für Erforschung des vaterländischen Altertums und Erhaltung seiner Denkmale“ gegründet, und ihm folgte die stattliche Reihe der Geschichtsvereine, aus denen später die landesgeschichtlichen Kommissionen hervorgingen. Einer der Mitgründer des Historischen Vereins für Württembergisch Franken (1847) hat es einmal programmatisch ausgesprochen, dieser Verein sei „ein fester Bund deutscher Männer, die sammeln und forschen wollen, freilich zunächst für die Geschichte der engeren Marken, aber zugleich auch für das Vaterland, das ja leider nur noch in der Geschichte einig ist“. Aus diesen regionalen Arbeiten hat dann im 20. Jahrhundert die Forschung schöpfen können, um bisherige Vorstellungen zu berichtigen, neue Einblicke und Ausblicke zu gewinnen; wir nennen nur beispielhaft die Namen Rudolf Kötzsche, Klebel, Bosl, vor allem aber Theodor Mayer. Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung läßt sich, wenn man davon absehen will, vorgefaßte Meinungen mit ausgewählten Beispielen zu belegen oder aus dem anschauungslosen Denken abgezogene Begriffe zu bilden, nur aus der eingehenden Untersuchung der kleinen und kleinsten Organismen erkennen — freilich in oft mühsamer und scheinbar nicht lohnender Kleinarbeit. Und so hat ein Franzose geschrieben: „Die gleiche Methode führt den Geist von der Wirklichkeit der nächsten Umgebung zur nationalen Wirklichkeit und von dort zur europäischen Wirklichkeit ... die Einheit setzt sich aus örtlich bestimmten Mannigfaltigkeiten zusammen.“³ So gesehen, steht jenes Dorf, dessen Geschichte in einem dicken Buch dargestellt wurde, für viele gleiche und ähnliche Dörfer, und seine Kirche hat Beziehungen zu vielen Kirchen des Abendlandes; der Horizont ihres Turmes ist begrenzt, aber er läßt die nächsten Turmspitzen und hinter ihnen die weiten Räume großer geistiger Zusammenhänge erkennen. In diesen Dörfern lebten einst die Menschen, die die Geschichte erlebten und erlitten, und manche Verordnung aus hohem Kabinett erfuhr starke Veränderungen, bis sie zur Verwirklichung im Dorfe gelangte. So sollte man heute fragen, wie etwa in unserer jüngsten Vergangenheit das, was Parteiführer, Minister, Programmiker und Journalisten geräuschvoll verkündeten, nun tatsächlich unten im Volke angekommen und ausgeführt worden sei.⁴ Was endlich die Städte betrifft, so haben die griechischen Stadtgemeinden mit ihrem begrenzten Tempelhorizont die verschiedensten Formen des politischen Lebens erprobt und entwickelt, nicht anders, als später die großräumigen und menschenarmen Staaten des lateinamerikanischen Kontinents, und sie haben erstmals die Spielarten und Begriffe des politischen Lebens in ihren winzigen Gemeinden durchdacht und mit den Vokabeln benannt, die heute rund um den Erdball angewendet werden. Wenn man sich nicht mit dem oberflächlichen Rundblick des Kulturkreistheoretikers begnügt, wird man auch in den deutschen und italienischen Stadtstaaten eine Fülle politischer Möglichkeiten, Spielarten und Wandlungen, ja sogar gewisse Grundgesetze des politischen und sozialen Lebens, des Verhaltens unter Menschen erkennen können.

Wenn wir aber derart aus der örtlichen und heimatlichen Geschichte Beziehungen zur Geschichte der Nation oder des Erdteils oder der „Welt“ herstellen, müssen wir auf die Frage eingehen, was wir in der Geschichte suchen. Dient die Geschichte der Gegenwart? Dient sie uns dazu, die Notwendigkeit einer europäischen Lösung oder gar eines Menschheitsverbandes in unseren Tagen zu begründen? Dient sie dazu, die parlamentarische Demokratie mit allgemeiner, gleicher und geheimer Wahl und mit Auswahl unter

mehreren Kandidaten und Parteien als die beste Regierungsform darzustellen? Dient sie der nationalen Erbauung, der staatsbürgerlichen Erziehung? Und wenn nun andere Systeme, andere Zeiten und Denkformen für ihr Handeln ebenfalls geschichtliche Vorläufer, Wegbereiter, Leitbilder suchten, wenn selbst so revolutionäre Gründungen wie die von 1789 und 1917, ja 1933, so neue Versuche wie die von 1949 sich nicht damit begnügen wollten, ein Neues zu setzen, sondern ihre Begründungen in der Geschichte suchten — was ist dann die Geschichte anderes als eine Metze, die sich willig jedem System anschmiegt, jedem Mächtigen dient? Damit soll freilich nicht der Wert geschichtlicher Verankerungen in der Gegenwarts- und Staatsbürgerkunde gezeugnet werden: Denn wenn die Geschichte die Fülle und Mannigfaltigkeit des Lebens spiegelt, dann wird man in ihr auch Beispiele für Gemeinsinn und Autorität, für Vaterlandsliebe und Weltbürgertum, für Bauernaufstände und Klassenkämpfe, für Eroberungskriege und Machtstreben, für die Macht des Geldes und des Geistes finden können. Dieses Anliegen hat also durchaus seine Berechtigung für die staatsbürgerliche Erziehung, nur kann es nicht das erste Anliegen der Geschichte sein, Beispiele auf Bestellung zu liefern.

Es ist übrigens eine seltsame Erscheinung, daß gerade diejenigen, die etwas Neues bauen wollen, immer wieder so lebhaft versichern, was sie täten, sei gar nicht neu, es sei schon immer dagewesen und habe schon immer den eigentlichen Sinn der Entwicklung gebildet. Im Grunde genommen ist es ja für heutige Territorialansprüche völlig belanglos, wenn man behauptet, die eigenen Verfahren hätten schon vor 2000 Jahren oder stammverwandte (und darum um so tiefer verfeindete) Völker hätten schon vor 800 Jahren auf dem Boden gegessen, den man heute begehrt oder braucht; der geschichtliche „Beweis“ von Ansprüchen, der so beliebt ist, ist eigentlich gar kein Beweis, wo es um Macht oder Recht, um Gewalt oder Notwendigkeit, um das Leben und Sterben von heute geht. Aber offenbar ist das Bedürfnis in der menschlichen Natur tief angelegt, von weit her zu kommen, aus langen Überlieferungen getragen zu sein, von vielen Vorfahren abzustammen und nach vielen Vordenkern weiterzudenken, aus vielen Vorurteilen weiter zu urteilen. Vielleicht liegt dem das Gefühl zugrunde, was schon lange gedauert habe, müsse sich auch künftig noch lange erhalten lassen, eine lange Vergangenheit verheiße auch eine lange Dauer für die Zukunft, und was bisher lebenskräftig gewesen sei, werde auch künftig Lebenskraft erweisen. Das ist, wenn man es überdenkt, nicht richtig, und es ist aus der Erfahrung der Geschichte zu widerlegen, aber der Mensch wagt sich offenbar nicht gern auf neue Meere, ohne den Rückhalt bekannter Seewege zu haben. Das Bedürfnis nach Tradition ist in tieferen Schichten angelegt, als der Verstand sie erschließen kann.

Die Tradition nun, die in den letzten anderthalb Jahrhunderten in Europa die stärkste Wirkung ausgeübt hat, war die der Nation, der tapferen und überlegenen, der großen Nation; sie hat nicht nur aus der Geschichte Kräfte gesogen, sondern auch mehr als andere das Geschichtsbild beeinflußt und rückwirkend umgestaltet. Herders fruchtbare Idee von den Völkern, in denen sich die Menschheit verwirklicht, steigerte sich zum Anspruch der nationalen Staaten auf völlige Autonomie. Mochte für Frankreich, Spanien und England dieser Anspruch noch einigermaßen realisierbar sein, weil er seit der Entstehung der modernen Staaten, seit Jeanne d'Arc, Isabella der Katholischen und Elisabeth I. erhoben und verwirklicht wurde, so führte er bei den Deutschen und Italienern

zu verspäteten und unvollständigen Nationalstaaten, in der slawischen Welt gar zu einem Jahrhundert des Chaos. Die Armee braucht ihre Tradition, der Staat braucht seine Gedenkfeiern, die Plätze der Städte brauchen Heldendenkmäler, die Hauptstädte Siegesalleen oder Siegessäulen, eine Ermunterung zu künftigen Siegen. Es ist seltsam, welchen Zeiten sich dieses nationale Bedürfnis vorwiegend zugewandt hat. Das französische Nationalbewußtsein begann 1789 und erfaßte erst allmählich und sehr zögernd die Zeit Ludwigs XIV., das spanische beschränkte sich auf das goldene Jahrhundert seit Isabella und auf den Kampf von 1809 bis 1814, das englische ist mit dem Königshaus verbunden, und auch das italienische hat Mühe, über die savoyische Tradition hinauszuwachsen. Schon Ortega hat auf die eigentümliche Entwicklung des deutschen Nationalgefühls hingewiesen, das verspätet, aber sehr stark erwachte und in seinen Anfängen, in der Zeit Herders und Fichtes, mehr als das anderer Völker die Umwelt und die Menschheit in sein Denken einbezog. Für Jahn ist jedes Volkstum, das verlorengehen könnte, auch das entlegenste, ein Verlust, eine Verarmung der gesamten Menschheit, und Heinrich von Kleist liebt sein Vaterland nicht, weil es schöner, stärker, besser als andere Länder sei, sondern nur eben, „weil es mein Vaterland ist“. Dennoch blieb den Deutschen die Übersteigerung ihres Selbstgefühls nicht erspart, die zur Vernichtung des bisherigen Teil-Nationalstaats und zur Umwertung aller alten Begriffe führte. Wenn die anderen so ganz sicher wissen, auf welcher Seite in den Kriegen der Jahrhunderte die Helden und auf welcher die Verräter standen, wenn sie so ganz genau wissen, daß Etheokles ein Staatsbegräbnis verdient und Polyneikes den Geiern vorgeworfen werden muß, dann steht der Deutsche heute mit Skepsis abseits, vielleicht auch mit ein wenig Neid, aber mit dem Neid, der auf eine nicht wiederkehrende Jugend zurückblickt. Denn so bitter eine wiederholte Niederlage ist: Sie zwingt zum Denken. Sieger sind immer gedankenlos, Sieger sind immer berauscht, Sieger übersehen immer die Wahrheit. Unsere Jungen wissen kaum noch, was das Wort „Vaterland“ heißt, sie wollen Europäer und Menschen schlechthin sein, weil sie noch nicht erfahren haben, daß die Menschheit sich in Völkern verwirklicht. Die Geschichte lehrt uns zwar nicht, alle Dinge unter den Gesichtswinkel des Vaterlandes, der Nation zu stellen, denn das Zeitalter der Nationalstaaten ist für Europa beendet und hat sich geistig überlebt. Aber alles, was gewesen ist, wirkt nach, und so ist auch das Zeitalter der Nationalstaaten nicht spurlos vergangen. Es gibt viele Vaterländer, viele Heimatländer in der Menschheit, und kein Vaterland, keine Heimat verdient mehr Liebe als jede andere; aber wir lieben unsere Heimat und unser Vaterland — warum? „Weil es mein Vaterland ist.“ Es gibt ein nationales Heldenbild, das mehr als Worte über diese Dinge aussagt: Goyas berühmtes Gemälde „Der dritte Mai 1808“ im Prado in Madrid. Da stehen gegenüber der unpersönlichen namenlosen Gewalt der zum Exekutionskommando befohlenen Soldaten die Patrioten, aber nicht als Helden, sondern als Menschen in namenloser Todesangst, leidende Menschen vor dem Tode, dem unvermeidlichen, dem sie doch so gern noch einmal entgangen wären. Der große Künstler hat durch die Fassade der nationalen Legende hindurch die Wirklichkeit gesehen und dargestellt, wie sie seine Zeit noch kaum zu erfassen vermochte, und hat damit ein Bild nicht nur für sein Volk, sondern für alle geschaffen, die von den Schrecken der Kriege etwas wissen.

Es ist gewiß nicht die Legende der nationalen Erbauung oder die Begründung irgendeiner notwendigen Forderung des Tages, des Regierungssystems, des Zu-

sammenschlusses von Staaten, sozialer Gesetze zur Ordnung der Arbeit oder zur Linderung der Not, was sich aus der Geschichte zwangsläufig und logisch ergibt. Die Geschichte lehrt, wie jede Erfahrung, nur, was gewesen ist, und das heißt, was vergangen ist. Aber etwas anderes kann aus der Betrachtung der Geschichte gewonnen werden: Blick für die Wirklichkeit. Die Wirklichkeit von einst kann den Blick schärfen für die Wirklichkeit von heute — sie braucht es nicht unbedingt zu tun. Denn die Wirklichkeit und die Notwendigkeit von heute kann sich nicht auf geschichtliche Vorgänge herausreden, wenn es für morgen zu entscheiden gilt, nicht auf das, was vor 25, 50 oder 800 Jahren war. Die Geschichte lebt in der Anschauungsform der Zeit, das heißt der Veränderung und der Veränderlichkeit. Der Schrecken des Augenblicks oder der Stolz des Augenblicks kann bei dem Blick auf den Fluß der Zeiten gemäßigt werden; erlebt werden muß aber stets die Gegenwart, die jeden Augenblick in die Zukunft fließt und dabei Vergangenheit wird. Unser größter Geschichtsschreiber wollte zunächst nur erforschen, „wie es eigentlich gewesen ist“, und dazu gehören allerdings nicht nur Daten und greifbare Tatbestände, sondern auch die Bilder, Gedanken und Wünsche der Zeiten, das hat niemand so deutlich gezeigt wie Ranke selbst. Um gegen den Schrecken und die Überheblichkeit der Gegenwart und Zukunft geschützt zu sein, bedürfen wir des Anblicks der Vergangenheit. Um nicht bewußtlos wie Pflanzen zu wachsen und von jedem Windhauch gebeugt zu werden, bedürfen wir der Erkenntnis unserer Wurzeln, die tief in das Erdreich unserer Heimat — unserer verschiedenen Heimatländer — und unserer Geschichte hinabreichen.

Die Geschichte muß vor allem nach der Wahrheit trachten, soweit sie dem Betrachter zugänglich ist, nicht nach der Erbauung, nach der Bestätigung und der Bestärkung. Nur die Wahrheit führt weiter. Sonst dürften wir so große Worte wie Forschung oder Wissenschaft nicht in den Mund nehmen. Denn sie haben zu allen Zeiten der Wahrheit gedient. Die Wahrheit stellt sehr einfache, aber doch auch sehr strenge Forderungen, und so ist die Geschichte eine spröde Magd, die sich nicht jedem Werber ergibt. Sie läßt kein Vorurteil und keine Voreingenommenheit zu. Wer nur und immer findet, was er sucht, der befaßt sich nicht mit der Geschichte. Wer gläubig seinen Vorrednern folgt, der irrt ebenso, wie wer grundsätzlich seinen Vorrednern widerspricht. Wer seine Erkenntnisse nicht an den Tatsachen prüft, sondern sie aus der Tiefe des eigenen Gemüts holt, verkennt die Geschichte ebenso wie der, der ohne Gemüt und Tiefe Äußerlichkeiten sammelt. Was aber als Phrase oder Theorie auftritt, wird in der Orts- und Landesgeschichte auf die Substanz seines Wahrheitsgehaltes geprüft. Die Weltgeschichte läßt Vereinfachungen zu, schreckliche oder lächerliche, die sich bei der Überprüfung an den Tatsachen der Heimatgeschichte auflösen. Was abstrakt in großen Zusammenhängen begegnet, wird konkret in der örtlich begrenzten Einzelforschung. Was zeitlos erscheint im spekulativen Überblick des Kulturphilosophen, vor dessen Brille die Jahrtausende zusammenschumpfen, wird in die Zeit eingereiht, wenn es im Ablauf des Menschenlebens von der Geburt bis zum Tode Gestalt gewinnt. Wenn Leben und Sterben in statistischen Zahlen Papier bleiben und unwirklich sind, werden sie in die unmittelbare blutvolle und schmerzliche Wirklichkeit zurückgeführt, sobald sie in Biographien, Familiengeschichten, Ortsgeschichten eingereiht und mit Namen genannt werden. Eine ganze historische Schule suchte mit fleißigen Arbeiten zu beweisen, daß der Dreißigjährige Krieg eigentlich gar nicht so schlimm gewesen sei, daß Städte wie Ulm oder Hamburg an ihm wirtschaftlich sogar gewonnen hätten — ein Blick in die Kirchenbücher der Dörfer, in die Rech-

nungsbände der Städte zeigt eine ganz anders geartete Wirklichkeit. Kühne Rasse-theorien bauten sich im luftleeren Raum der Spekulation auf — die Genealogie der europäischen Fürstenhäuser zeigt, wie die Ahnenzahlen in der Potenz von Zwei anschwellend alle Völker- und Rassengrenzen sprengen. Das fürchterlichste Verbrechen der Neuzeit, die Ermordung der mitteleuropäischen Juden, war eronnen am Schreibtisch und losgelöst vom Blick auf die Wirklichkeit: die Kenntnis des einzelnen, die Geschichte der einzelnen löst jede Verallgemeinerung vom Grunde her auf. Man könnte einwenden, wer sich in den Einzelheiten verliere, der lerne eben nur die Einzelheiten kennen, nicht aber die Regeln. Aber wir wissen es ja längst: Begriffe ohne Anschauung sind blind, Anschauungen ohne Begriffe sind leer. Kants Erkenntnis gilt auch für die Geschichte. Das hat wiederum Ranke gesagt: „Aus dem Besonderen kannst du wohl bedachtsam und kühn zu dem Allgemeinen aufsteigen; aus der allgemeinen Theorie gibt es keinen Weg zur Auffassung der Besonderheit.“

Wenn also die Orts- und Heimatgeschichte die Anschauung vermittelt, die eine Probe auf die Wahrheit der allgemeinen Begriffe bedeutet, so zeigt sie im Nebeneinander und Übereinander der Geschichtslandschaft zugleich auch die zeitliche Tiefenschichtung, die man allzu gern im Geräusch der Gegenwart und im Blendwerk geistreicher Theorien übersieht. Die Bauformen alter Städte, die Flurformen des Ackers, die eigentümlichen Grenzen, die noch heute in Bräuchen und Mundart alte Landesgrenzen spiegeln, das Verhältnis von Wald und offenem Land, die Wegführung alter Straßen und viele andere Erscheinungen, die dem aufmerksamen Beobachter in der Landschaft nicht entgehen, führen zurück auf alte, meist mittelalterliche Verhältnisse. Das Mittelalter, das im modernen Leben so überdeckt ist, daß es dem Bewußtsein des Menschen seit der Aufklärungszeit völlig ferngerückt ist, wirkt tatsächlich viel stärker nach, als wir wissen, und diese Nachwirkung, die unbewußt bis in unsere Gedanken und Gefühle geht, wird in der Landesgeschichte sichtbar. Für das Bewußtsein des Laien im heutigen Europa, mag er Franzose oder Spanier, Italiener oder Deutscher sein, wird die Schwelle von 1500, ja sogar die von 1800 kaum je rückwärts überschritten, das zeigt das Angebot historischer Biographien oder Romane überall, während doch die alten Giebel und Kirchtürme rund um uns stehen. Ein deutliches Beispiel dafür war es, daß im letzten Lehrplan der Gymnasien in Baden-Württemberg zwar die Antike bejaht wurde, mehr aus Gründen der Bildung als des Geschichtsbewußtseins, daß aber das Mittelalter auf engstem Raum zusammengedrängt und weitgehend übersprungen wurde. Diese Kurzsichtigkeit ist überraschend, denn das Mittelalter ist nicht nur unsere Brücke zur Antike, sondern es ist die Grundlage dessen, was man heute gern Europa nennt. Denn im Mittelalter formte sich das Abendland: Die Vereinigten Staaten von Amerika und die Union der sozialistischen Sowjetrepubliken kennen kein Mittelalter. Aus dem Mittelalter erwuchs das Luthertum ebenso wie der tridentinische Katholizismus, aus dem Mittelalter stammt die Stadt und die Gemeinde, im Mittelalter entstand das, was man mit einem vielfach mißdeuteten Begriff unterscheidend, von anderen Erdteilen als „europäische Freiheit“ bezeichnet hat und was noch heute in der europäischen Mannigfaltigkeit und Individualität weiterlebt. Zwar war das Mittelalter die aristokratische Zeit unserer Geschichte, und dennoch hat es mehr als die Aufklärung zur Entwicklung von Menschenrechten und Bürgersinn beigetragen, wenn man sich das Gedankengut der lateinischen Gelehrtenrepublik in Europa, das Gemeinschaftsleben der Städte oder die Bauerngemeinde vergegenwärtigt, und selbst die sogenannte Leibeigenschaft, die

zumeist nichts war als eine recht erträgliche Personalsteuer, sieht in der Wirklichkeit des örtlichen Alltags ganz anders aus, als die sensationell erhitzte Phantasie des 19. Jahrhunderts sie zu sehen glaubte.

Freilich mag diese Nichtachtung des Mittelalters im öffentlichen Bewußtsein der Neuzeit auch damit zu erklären sein, daß dieses Mittelalter dem Europäer von Jugend auf in den falschen Farben legendärer Verklärung und unechter Spätromantik nahegebracht wurde. Was sollen wir schließlich mit den hochgemuten Herren in Eisenpanzern und den maskenhaften edlen Jungfräulein, deren Beruf darin zu bestehen scheint, Rosen vom Söller auf vorbeiziehende Männer zu werfen! Was sollen wir mit dem Bild einer Ritterburg, in deren Obergeschoß die linden Hände der zarten Frauen Verwundete pflegen, die man allerdings im treppenlosen Festungsturm nur mit dem Flaschenzug hätte hinaufwinden können! Nicht jeder König oder Herzog ist erhaben, nicht jede Mauer ehrwürdig und erhaltenswert, bloß weil sie irgendwann einmal dazu gebaut wurde, nicht jede Wandkritzelei einstiger Lausbuben hat das gleiche Gewicht wie ein Fresko. Wir sollten auch die Vergangenheit, deren Denkweise uns so ganz fremd und fern ist, nüchtern und real zu sehen suchen, ohne Kitsch und Schwärmerei, und wir sollten zwar jede ihrer Lebensäußerungen sorgsam beachten, aber nicht alle bewundern!

Ebenso irreführend erscheint uns ein anderes — und auch das hat zur Verdrängung der Vergangenheit aus dem öffentlichen Bewußtsein beigetragen: nämlich das im stürmischen Widerspruch der jungen Aufklärung erfundene Bild des „schwarzen“ Mittelalters, das alle Mißstände und überlebten Formen der eigenen Zeit „mittelalterlich“ nannte, um den Fortschritt und die Menschlichkeit der eigenen Zeit nur um so heller dagegen abheben zu können. Da erfand die blutrünstige Phantasie der Schlossermeister des 19. Jahrhunderts Folterinstrumente, die es nie gegeben hatte, fleißige Leute sammelten Tortur- und Hexengeschichten, wahre und erfundene, und eine ganze Literatur siedelte sich in den Schattenbereichen der menschlichen Natur an. Uns aber scheint es nicht richtig, die Vergangenheit etwa in dem Dreiklang Hexen, Hinrichtungen, Säufer zu sehen und sich der Mühe zu entziehen, den Alltag und die Arbeitswelt der Vergangenheit ebenso zu erkunden, wie jene sensationellen Randerscheinungen. Oder würden wir ein Bild unserer Zeit als richtig anerkennen, das gemarterte Gefangene, vergewaltigte Frauen und Kriminaldelikte zusammenstellt und von allem anderen schweigt, was doch unser Leben und Sterben ausmacht? Das 20. Jahrhundert, das unselige Jahrhundert der Zwangsarbeitslager und Verbrennungsöfen, das Jahrhundert, in dem mehr Menschen gemartert und zu Tode gequält wurden — und werden — als in jedem Jahrhundert unserer Vergangenheit, hat gewiß das Recht verloren, überheblich auf die Torturen des Mittelalters zurückzublicken, und von Fortschritt wagt man nur noch in eng begrenzten Bereichen der Technik zu sprechen. So scheint es uns auch nicht richtig, die Lüsterheit moderner Leser anzusprechen. Wir fragen nach der Wirklichkeit im ganzen, Alltag und Feiertag, Arbeit und Gebet, Quälerei und Barmherzigkeit, denn die Geschichte schildert die ganze Breite des Verhaltens der Menschen zu ihren Mitmenschen.

Es ist begreiflich, daß außergewöhnliche Geschichten spannender zu lesen sind, als wirklichkeitsgetreue Berichte — vielleicht aber ist bei uns zu wenig die Kunst geübt worden, auch die Wirklichkeit in ihrer Spannung und Dramatik zu erkennen und in ihren menschlichen Bezügen darzustellen, ohne sie dramatisierend zu übersteigern. In dieser schnellebigen und schnelldruckenden Zeit, in der es gerühmt wird, daß angesehene Staatsmänner große Mengen bedruckten

Papiers überfliegen können, ohne sie eigentlich zu lesen und sich den Inhalt zu eigen zu machen, wird noch eine andere Gefahr aktuell: nämlich die, aus gedruckten Büchern (weil die Schnellschreiber sich nicht die Zeit nehmen wollen, Akten zu lesen und Handschriften zu entziffern) „Rosinen“ herauszupicken und „dolle Geschichten“ immer wieder abzudrucken. So lassen sich z. B. in den Heimatbeilagen unserer Zeitungen einige Raubüberfälle und ähnliche Absonderlichkeiten seit Jahren als immer wiederkehrender Stoff honorarhungriger Abschreiber verfolgen, auch dann als neuer „Fund“ aufgemacht, wenn dieselbe Geschichte in der gleichen Zeitung schon dreimal im Laufe der letzten 10 Jahre aus anderer Feder dargestellt wurde und schon seit 60 Jahren gedruckt vorliegt. Dieses Verfahren erinnert an die bei manchen Händlern üblich gewordene barbarische Methode, alte Bände mit Kupferstichen zu zerreißen und die Bilder einzeln mit phantasievолlem Gewinn zu verkaufen. Diese Dinge sind es aber auch, die die Abwertung des sogenannten „Heimatsforschers“ und der Heimatbeilage der Zeitung herbeigeführt haben, von der anfangs die Rede gewesen ist.

Unsere Forderung würde also hier lauten müssen: Wer Vorgänge aus der großen oder der kleinen Geschichte mitteilt, möge sich bemühen, dies in klarer und verständlicher Sprache zu tun, er möge versuchen, die Spannung zu empfinden und darzustellen, die dem Menschlichen stets innewohnt, das ganz Andere und das ganz Ähnliche der Vergangenheit dem Leser nahezubringen, aber er möge zuerst und über allem die Wahrheit und die Wirklichkeit suchen — die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit. Was die Heimatbeilagen der Zeitungen betrifft, so ist hier schon vor Jahren gefordert worden,⁵ daß sie Originalarbeiten dem Ausschachten anderer Autoren vorziehen mögen; auf Namensangabe und auf eine (wenn auch ganz knappe) Quellenangabe sollte man dabei nicht verzichten, denn geistige Arbeit erfordert auch in der popularisierenden Form saubere Eigentums- und Anstandsbegriffe. Natürlich muß die Tageszeitung eine verständlichere Form der Darstellung verlangen, als die rein fachliche Untersuchung, so wie die Schule sich in ihrer Sprache dem Verständnis der Altersstufe ihrer Kinder anpassen muß. Aber es erscheint uns bedenklich, wenn wir immer wieder, in Presse oder Schule, den Ruf hören: „Nur nicht zu wissenschaftlich!“ Denn wissenschaftlich heißt, richtig verstanden, wahrhaftig, und eine Darstellung kann ja gar nicht wahrhaftig genug sein: Wissenschaftlich ist die Methode der Wahrheitsfindung. Gemeint ist natürlich etwas anderes, wenn Lehrer und Journalisten sich vor dem Worte Wissenschaft fürchten („Verachte nur getrost Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft . . .“): Sie möchten damit nur sagen, daß sie auf eine verständliche Sprache Wert legen. Aber das ist kein Problem der Wissenschaft, sondern eines der Darstellung, die allerdings besonders in unserem Lande immer wieder allzusehr vernachlässigt worden ist. Es handelt sich also um ein pädagogisches, vielleicht auch um ein künstlerisches Problem.

Eine weitere Gefahr unserer „Heimatsforschung“ liegt darin, daß manche Kenner örtlicher Verhältnisse und örtlicher Geschichte glauben, ein lokales Monopol zu besitzen, ihre Thesen oder die ihrer einstigen Lehrmeister wiederholen und wenig Föhlung zur lebendigen und weiterwirkenden Forschung haben. Das ist nur zu begreiflich: denn sie stehen meist allein in ihrer Umgebung, haben Mühe genug, bei einer oft verständnislosen Umwelt um Verständnis für die Geschichte zu werben, und sie werden oft genug auch zu den verschiedensten Themen herangezogen, die sie unmöglich in gleicher Weise erkunden und beherrschen können, und dabei auch oft genug von den zentralen Dienststellen im Stich ge-

lassen. Was wir brauchen, sind dagegen Arbeitsgemeinschaften aufgeschlossener Menschen, die bereit sind, Neues zu prüfen und aufzunehmen, teilzuhaben am Leben der Forschung, eigene Irrtümer, auch liebgewordene Irrtümer, aufzugeben und hinzuzulernen, nicht aber unfehlbare „Päpste“ zu spielen und alten Vorurteilen dienstbar zu sein.

Denn wie jeder Zweig der Wissenschaft, erfordert auch die Heimatforschung von ihren Jüngern die Bereitschaft, die eigenen wie anderer Leute Ergebnisse und Erkenntnisse unaufhörlich zu ü b e r p r ü f e n und nötigenfalls zu verwerfen und zu ersetzen. Stets erwächst die bessere Wahrheit aus den Irrtümern von gestern. Nie ist die Forschung abgeschlossen und endgültig, und so, wie jede Zeit sich ihr Bild von der Vergangenheit stets neu erringen muß, muß sie auch unbefangen und unvoreingenommen in die Quellen blicken — nicht nur in die gedruckten Bücher, die heute für manchen Fachmann das alleinige Arbeitsmaterial bilden. Gewiß ist es oft mühsam, schlecht geschriebene Akten und Protokolle zu lesen, noch mühsamer, Rechnungen auszuziehen oder abzuschreiben und nachzurechnen, aber in den Rechnungen steht, was kein Chronist wußte und überlieferte, und so erwächst aus einer Tätigkeit, die weder spannend noch gut belohnt ist, schließlich ein umfassendes Bild von Alltag und Feiertag, vom ganzen vielfachen Leben der Vergangenheit.

Aus solchen örtlich begrenzten, oft mühsamen und scheinbar unergiebigem Kleinarbeiten hat aber die Forschung in den letzten Jahren neue E r k e n n t n i s s e gewonnen, die die bisherigen Vorstellungen auf vielen Gebieten umgestaltet haben. „Das Ziel dieser Forschungsarbeiten“ hat Theodor Mayer⁶ einmal geschrieben, „ist die Kenntnis aller natürlichen Grundlagen des Landes sowie aller Leistungen der Menschen, die ein Land zu dem gemacht haben, was es später wurde und heute ist. So wichtig hierbei die genaue Erforschung der einzelnen Vorgänge im engeren Rahmen ist, so birgt sie immer die Gefahr von Fehlschlüssen in sich, die durch den Vergleich mit anderen Landschaften vermieden werden können.“ Solche V e r g l e i c h e lassen Übereinstimmungen und Unterschiede erkennen, sie gehören mit zu jener Probe auf die Wirklichkeit, von der oben die Rede war. Allzusehr hat häufig unsere Orts- und Heimatgeschichte sich in ihrem Gäu oder Tal abgeschlossen und geglaubt, was den eigenen Ort betreffe, könne nur am eigenen Ort gewonnen werden. Gewiß sind in der Geschichte Analogieschlüsse nur sehr bedingt zulässig, und es darf nicht ohne weiteres übertragen werden, was man an anderen Stellen findet. Aber dennoch dürften z. B. Vergleiche der alten Salzstätten in bezug auf die Technik der Salzgewinnung, die Wirtschaftsweise, die Rechts- und Eigentumsverhältnisse und die Volksbräuche noch manchen Aufschluß ergeben, das allgemeine Gültige oder Übliche und das örtlich Besondere unterscheiden lehren. Oder erinnern wir uns daran, daß man in Franken vergeblich nach Zeugnissen zur Lebensgeschichte Florian Geyers suchte und dabei nicht darauf kam, daß in Ostpreußen bereits seit 1894 solche Zeugnisse gedruckt vorlagen.⁷ Endlich hat die europäische Wissenschaft in den letzten Jahren nicht zuletzt dadurch neue Erkenntnisse gewonnen, daß man Zeugnisse des römischen Reichs (bis zu den Ziegelstempeln hin), daß man die Träger der karolingischen Politik oder die Wirkung Karls V. in verschiedenen Ländern untersuchte und verglich. Solche Beispiele zeigen, wie die Sicht der Geschichte sich über die engen Täler der kleinen Landschaften und über die geschlossenen Räume der nationalen Vorstellungen zu einem Bild der Welt erweitern kann. Und erst in diesen vielfältigen Beziehungen wird dann die Geschichte, die ausgegangen war von der reinen Feststellung der

Tatsachen, nun auch fruchtbar für das Weltbild der Gegenwart. Wieder sei es gestattet, Theodor Mayer⁸ zu zitieren: „Aufgabe des Historikers ist es, den Gang der Geschichte nicht nur aufzuzeichnen, sondern auch zu erklären und ihn so aus einem schematischen Stoffwissen zu einem erarbeiteten und durchdachten Gedankengut, zur Grundlage für die Erkenntnis der Verbundenheit der Gegenwart mit der — auch weit zurückliegenden — Vergangenheit, aber auch für die Verantwortung gegenüber der Gegenwart und der Zukunft zu machen. Nie war ein solches Geschichtsbild nötiger als in unserer Zeit, die mit der eigenen Geschichte hadert, sich von ihr abwendet, statt sich mit ihr klärend auseinanderzusetzen und ihr Verhältnis zur Geschichte neu zu ordnen.“

Die Anschauung der Geschichte und das Verhältnis zur Geschichte beginnt im nächsten Umkreis, und diese nahe Sicht läßt sich offenbar nicht überspringen, ohne sich vom Boden der Wirklichkeit zu entfernen und in Nebelwolken zu geraten. So wie in der Volksschule die Kinder aus der Heimatkunde zur Geschichte geführt werden, so kann auch der Gymnasiallehrer, dem sein Lehrplan keine Zeit für Landesgeschichte läßt, seinen Schülern an örtlichen Beispielen sichtbar machen, was er ihnen aus dem Lehrbuch an fernliegenden und scheinbar fremden Begriffen beibringen muß: Kirchenreform und Investiturstreit, Staufer und Karl IV., Reformation und Dreißigjährigen Krieg, Barock und Franzosenzeit, Industrialisierung und Weltwirtschaft. Es ist hier nicht der Ort, Schulfragen aufzuwerfen, aber soviel mag angedeutet werden, daß es uns nicht sinnvoll erscheint, mit Schülerarbeitsgemeinschaften etwa so schwierige Probleme wie die Sachsenkriege Karls des Großen „exemplarisch“ zu untersuchen (das wäre eine unzureichende Nachahmung des Hochschulseminars), daß aber durch örtlich und zeitlich begrenzte Aufgaben, Stoffsammlungen, die bis zu handschriftlichen Quellen gehen können, Schüler, die sich für Geschichte interessieren, durchaus veranlaßt werden können, sich mit der Geschichte eines alten Hauses, einer Familie, einer Kirche oder eines Klosters zu befassen und daß sie dadurch, wie sie mehrfach selbst bekannt haben, mehr in die Andersartigkeit und Eigenart der Vergangenheit eingeführt werden, als durch viele Geschichtsstunden. Freilich darf dabei das örtliche Beispiel nicht unterschätzt werden, es darf seinen Charakter als Beispiel (mit allen anhaftenden Einschränkungen, die sich aus der Konkretisierung eines Begriffs ergeben) nicht verlieren. Denn meine Heimat ist nicht der Nabel der Welt, meine Stadt ist nicht die bedeutendste aller denkbaren Städte. So dürfen wir also, wenn wir unsere Heimat in Beziehung setzen zur größeren Welt, das Augenmaß nicht verlieren, das wir beim Blick auf die große Welt und die Räume der fremden Kontinente gewinnen können. Die Kumburg ist nun einmal nicht „das Montecassino des Frankenlandes“, nicht einmal das fränkische Cluny oder Hirsau, wenn sie auch ein Reformkloster ist, das Zeugnis ablegt für seine Zeit. Und die Ganerbenstadt Künzelsau ist keine Viersektoren- oder Zweimächtestadt wie Berlin; solche Vergleiche verletzen nicht nur das Maß, sondern sie verwischen Unterschiede im Wesen der Dinge. Aber andererseits zeigt immer wieder das örtliche Beispiel, wie sich die große Entwicklung im kleinen Raum verwirklicht, und die abstrakte Form aus den Wolken gewinnt dabei konkrete Gestalt und wird irdisch. Daß die Deutschen aus Bessarabien oder Estland ausgesiedelt wurden, daß sie aus Ostpreußen und Schlesien vertrieben wurden, hat seine Ursachen nicht in dem, was sie in ihrer Heimat getan oder unterlassen, geschaffen und gedacht haben, sondern in der Außenpolitik der Großmächte, die durch gefährliche Ideologien bestimmt war; hier wird sichtbar, daß immer noch der Primat der Außenpolitik das Schicksal der

Menschen bestimmt. Aber wie sich die Beschlüsse der Kabinette und Konferenzen millionenfach verwirklichten, wie sie Menschen bewegten und töteten, Heimat zerstörten, das wird im örtlichen, im persönlichen Beispiel sichtbar.

So öffnet der Blick in die Heimatgeschichte vor allem die menschliche Dimension, die besonders dem Darsteller der großen Politik oder der Geistesgeschichte zuweilen entgehen kann. Denn Geschichte ist ja nicht nur die Geschichte der Könige und Feldherren, auch wenn deren Taten und Untaten oft das größte Ausmaß und die größte Auswirkung haben, nicht nur die Geschichte der Denker und Ideologen, auch wenn deren einsame Niederschriften später Marschbataillone und Massen bewegen. Unter diesen „großen Hansen“⁹ stehen die „kleinen Hansen“, die vielen Menschen im Volke, in den Völkern, die mithandelnd, noch mehr mitleidend die Geschichte erfahren, das ewige Fußvolk der Weltgeschichte, und mit ihnen die vielen, die lernend und lehrend weitergeben, was sie gelernt haben. Sie verkörpern die Wirklichkeit des Lebens, die nirgends deutlicher als in der Orts-, Heimat- und Landesgeschichte sichtbar wird. Wir wissen erst wenig von der Bauerngeschichte — unser Volk war vor 100 Jahren noch überwiegend ein Bauernvolk, und noch heute sehen wir um uns das bäuerliche Land, wenn es auch von einer unabsehbaren Umwandlung ergriffen wird. Wirtschaftsformen und Arbeitsordnung, Erbrecht und Hofbau wandeln sich, die Familien verändern ihre Struktur. Hier gibt es viel, was wir noch wissen möchten, im einzelnen wie in der Zusammenschau einer Bauerngeschichte unserer Landschaften. Unser Land ist auch ein Land des Adels gewesen, der politisch führend war und daher in der Überlieferung bevorzugt wurde. Die Grundzüge seines Lebens sind vergleichbar mit der aristokratischen Gesellschaft anderer Länder, etwa der spanischen Kolonien, aber Raum und Volk bedingen doch wieder deutlich unterschiedene Eigenarten. Franken ist ein Land der Städte und damit der bürgerlichen Mannigfaltigkeit. Auf jedem dieser Gebiete gibt es tausend offene Fragen, die nur durch eingehende Einzeluntersuchungen beantwortet werden können. In Bildung und Kunst, in Recht und Verfassung, in Wirtschaft und Gesellschaft sind weite Bereiche unserer Vergangenheit noch nicht erforscht. Wer sind aber nun die Träger der Politik oder der Kunst in alten Zeiten gewesen, wie weit reichte die Bildungsschicht, was kam von dem, was die Großen sagten, schrieben und dachten, bei den Kleinen an, im Pfarrhaus in der Schulstube, im Volke?

Rudolf Kötzschke hat in seinem lesenswerten Vortrag über Nationalgeschichte und Landesgeschichte 1924 ausgeführt,¹⁰ daß das Land Staatsboden, Volksboden, Kulturboden ist: „Endlich das Innerlichste: Heimat . . . Heimat ist uns ja nicht nur der Ort der Geburt, der Wohnplatz mit seiner Umgebung, wo wir das Dasein fristen; wir denken dabei auch der Geschlechter, die einst hier wandelten. Eine Doppelaufgabe ist dabei zu lösen: geschichtlich tieferes Urteil an Freunde der Heimat heranzubringen, aber auch ihre Hilfe für Mehrung geschichtlicher Kenntnis zu gewinnen; denn die Heimat bietet einen historischen Anschauungsunterricht ohnegleichen, dessen bildende Kraft in den Schulen und weithin im Volke auszuwerten ist. Mit dem Gedanken Heimat erreichen wir eine ungewöhnliche Vertiefung der Auffassung geschichtlichen Lebens. Das Wort Eduard Sprangers diene zum Zeugnis: ‚Heimat ist erlebte und erlebbare Totalverbundenheit mit dem Boden. Und mehr noch: Heimat ist geistiges Wurzelgefühl.‘ Innerlichstes Verstehen der Heimat und Heimatliebe reichen in die Tiefen der Religion.“

So sind Heimatgeschichte und Weltgeschichte im letzten miteinander verbunden. In der kleinen Geschichte spiegelt sich die große, wie im Wassertropfen und

im Atom die Gesetze der Sternenwelt sich wiederholen, im heimischen Muschelkalk die Leitfossilien für Welträume sichtbar werden. Wir suchen das Typische, die Struktur der Vergangenheit in Dorf und Stadt und Landschaft. Wir beachten das Besondere, das Einmalige und Eigentümliche, die Ausnahme vom Gesetz. Wir suchen die Beziehung, die alles verbindet: Jede Stadt ist eine Stadt des Reichs, jede Kirche eine Kirche des Abendlandes. Und so erfüllt sich in der Heimatforschung das Dichterwort:

„Willst du ins Unendliche schreiten,
geh nur im Endlichen nach allen Seiten.“

Anmerkungen

- ¹ W. Fischer, Das Fürstentum Hohenlohe im Zeitalter der Aufklärung, 1958, S. 143, vgl. Württ. Franken 1952, 334.
- ² J. Dünninger: Regionalismus und Provinzialismus, in „Schlesien“ 1958, III, 1.
- ³ Marc Bonnet in „Geschichte in Wissenschaft und Unterricht“.
- ⁴ Franz-Josef Heyen in „Geschichte in Wissenschaft und Unterricht“ 1960, S. 401, vgl. Württ. Franken 1961, 147.
- ⁵ Vortrag von Dr. Otto Borst im Forschungskreis des Historischen Vereins für Württ. Franken, Künzelsau am 27. 2. 1955.
- ⁶ Grundfragen der Alemannischen Geschichte 1955 (Vorträge und Forschungen Band 1), S. 15.
- ⁷ Günther Franz in Hist. Vierteljahrsschrift 24, 3, 1928, S. 484.
- ⁸ Th. Mayer, Mittelalterliche Studien, 1959, S. 503.
- ⁹ Aus einer Niederschrift des Jahres 1930: „Sind wir nicht müde der großen Hansen, der Fürsten und Feldherren und ihrer Tagespolitik? Die neue Geschichte ist Geschichte des Volks, Geschichte der Vielen, Geschichte des kleinen Mannes, wie er lebt und was er treibt, bis in alle seine Lebensformen, die sich mit der Zeit wandeln, Kunst und Wissen, Staat und Wirtschaft. Freilich geben die Großen ihrer Zeit die Form, sie setzen den Rahmen, sie bauen den Staat, sie veranlassen und benennen die großen Ereignisse und Entwicklungen, die auch für die Kleinen bestimmend sind, aber die Kleinen füllen den Rahmen . . .“
- ¹⁰ In Thür.-Sächs. Zeitschrift f. Geschichte und Kunst 13, 1923/4, S. 2.